

(Nachdruck verboten.)

42] Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Die Scene war in ein Maler-Atelier umgewandelt; zwei Staffelein mit weißen Kartons waren aufgestellt. In mächtigen Mappen lagen die übrigen bereit.

Eine riesige Palette auf Rädern, in welcher die Farben in Töpfen nach der üblichen Farbenskala geordnet aufgestellt waren, wurde von einem Diener hereingeschoben . . . ein zweiter brachte große Pinsel und einen Kübel mit Wasser.

Diese Vorbereitungen erweckten gespannte Neugier, die ungeachtet der Handhabung eines Dieners unbändige Laclust. Man applaudierte dem Tölpel, und so fand Mr. Witte bei seinem Auftreten das bestgestimmte und beifallslustigste Publikum vor. Durch seine Maske, noch mehr durch seine Leistungen, wußte er diese Stimmung festzuhalten.

Er parodierte in der That in Manier und Farbe ganz vorzüglich die neue Kunst und Excellenz bemerkte lachend: „Das ist ja keine Parodie, das ist echte, wahre, höhere Seceffion.“

Die Raschheit, mit der er derbe Farbenflecke auf das Papier warf, mit Wasser und Pinsel, mit Messer und Stift, mit der Spachtel schöpferisch die Masse durchdrang, war lustig mit anzusehen. Vor den Augen des Publikums wußte er sie zu gestalten, ihr Leben einzuhauchen — es grenzte an Hererei. Das Publikum konnte nicht genug davon haben und ruhte nicht eher, bis alle Kartons verbraucht waren.

Excellenz hat sich einige davon für sich aus, er liebte es, in dieser Weise den Künstler zu ehren, die übrigen folgten seinem Beispiel. Man raufte sich um die Bilder: Es war ein Succes.

Es war fünf Uhr morgens.

Es hatte während der Nacht stark geschneit.

Eine weiche fußhohe Schneeschicht bedeckte den Bürgersteig und die Straße.

Die Luft war ruhig und milde, noch glänzten die Sterne am Himmel in unveränderter Helle.

In den kleinen Häusern der Hungenbrunnengasse, die von Arbeiterfamilien bewohnt waren, waren die meisten Fenster bereits erleuchtet.

Sie und da konnte man einen Mann hastig dahinschreiten sehen . . . ein Arbeiter wohl, der zu seiner Arbeitsstation einen weiten Weg hatte.

Tinis Unnummerierter führte sie und die Wittes nach Hause.

Jedes der Mädchen drückte sich müde in eine Ecke. Witte, noch in seinen Trümpfen schwellend, plauderte unaufhörlich, alle Einzelheiten recapitulierend.

„Die Mondlandschaft wurde mit lautem „Ah“ begrüßt . . . Aber hat nicht der Sonnenuntergang noch besser gefallen? Das war aber auch ein Effect — reiner Bimbober. Und Wien bei Nacht? Ich denke, sie war genügend schwarz, diese Nacht . . . man hat nichts gesehen, als die ausgehängten Laternen, die als Warnungszeichen die Abgründe des aufgerissenen Wiener Straßenpflasters beleuchteten — das gab ein Gelächter! Die Leute strampelten vor Vergnügen.“

„Der Impresario hat mir bereits Vorschläge gemacht — sehr annehmbare. — Er sprach mir von Paris, von London. Wenn ich es annähme — was würdet Ihr dazu sagen?“

Sie sagten gar nichts.

Gusti war eingeschlafen. Luise sah durchs Fenster und schien nichts zu hören. Tini lachte etwas — sie war total — unzurechnungsfähig.

In der Hungenbrunnengasse hielt der Wagen. Der Kutscher stieg ab und erklärte, die Pferde gingen ihm die steile Anhöhe nicht hinauf. Nach diese Vorstadtstraßen — nicht gefehrt — stellenweise vereist, zum Weinbrechen für die Pferde.

Die Herrschaften mußten aussteigen, sie erklärten sich damit zufrieden, die Lust thäte ihnen ganz wohl.

Sie übte indes ihre Wirkung. Vater Witte hatte Mühe, vorwärts zu kommen. Tini lehnte sich an Gusti, diese mußte sie führen, es war ihr selbst ganz schändlich zu Mute.

Luise eilte den andern voraus.

„Luft, Luft!“ Sie sog sie gierig ein und hastete vorwärts. Ihre dünnen Schuhe hinterließen kaum eine Spur in dem Schnee, der in der sterndurchschimmerten Nacht so kalt, weiß und rein vor ihr lag. Käme sie nur tiefer hinein, ganz tief, könnte sie ihren heißen Leib unter diesen kalten Massen begraben!

Ihre Bangigkeit wuchs in dem Grade, als sie dem Hause sich näherte. Sie zittert vor der Mutter in ihrem verspäteten Schuldgefühl, und kann es doch nicht erwarten, bei ihr zu sein, um ihrem ruhigen Atem zu lauschen, ihr in das liebe Gesicht zu sehen.

Sie hat das Thor erreicht . . . es ist bereits geöffnet. Sie springt die Treppe aufwärts und steht vor der Thür. — Sie kann nicht hinein — der Vater hat den Schlüssel. Als sie die Klinke erfährt, geht sie auf — sie war nicht versperrt. Sie betritt die finstere Küche. Ein schwacher Lichtschimmer dringt vom Wohnzimmer her durch die Thürspalte. Die Kessel wacht bei der Mutter.

Sie wirft den Mantel ab, im Ballkleid steht sie da, die welken Blumen am Busen. Sie zögert, sie horcht. —

Ein schwacher Laut, einem Seufzer gleich, dringt an ihr Ohr. Im nächsten Augenblick ist sie in der Stube, die von der Petroleumlampe kaum erhellt ist.

Sie blickt nach dem Bette, das Licht erreicht es nicht. Mit einem leisen Aufruf fährt sie zusammen, als am Fenster die Gestalt eines Monnes auftaucht und ihr entgegentritt.

Sie erkennt Frits. Sie starrt in ein fürchtbar blaßes Gesicht. Seine Haare sind zerwühlt, die Augen verweint — seine Stimme aber klingt sanft und ruhig.

„Ich habe Sie nicht kommen gehört.“ Er nimmt ihre Hand und will sie fortführen, in die Küche zurück.

Sie gehorcht willenlos, wie verloren — dann reißt sie sich los und eilt an das Bett. Das Gesicht der Mutter ist mit einem weißen Tuche bedeckt.

Luise stößt einen herzerschütternden Schrei aus. „Sie ist tot!“ ruft sie und stürzt zusammen.

25. Kapitel.

Das plötzliche Hinscheiden der guten Frau Witte war ein Ereignis, das die ganze Hungenbrunnengasse in Aufregung versetzte.

Im Laden des Gemischtwarenhändlers, in dem die Selige einzukaufen pflegte, war ein förmliches Bureau für Nachrichten aus Nr. 36 eingerichtet und des Geträtsches kein Ende.

Es war aber auch haarsträubend, was man da zu hören bekam. Mann und Töchter die ganze Nacht auf der „Gaudé“, während die Mutter im Sterben lag.

Es war ein Skandal.

Die Kessel war ausgeführt worden, sie heim zu holen, aber die Herrschaften ließen sich Zeit und kamen erst, als alles vorüber war.

Jetzt freilich, jetzt ging der Jammer los. Uebrigens wußte man nichts Bestimmtes.

Die Hausfrau, die aus Gutmütigkeit schon am frühen Morgen zu ihnen kam, um nachzuschauen, wurde nicht eingelassen. Sie könnten niemanden sehen, hieß es.

Der Hausfrau so etwas zu sagen! Es war eine Frechheit. Und wer war's, der sich das herausgenommen? Der junge Mensch, der Hofer, ihr früherer Lehrbube. Nun ja, ein Soct, der hat doch vor nichts Respekt. Wie kommt der dazu, daß der die ganze Nacht bei der Witte war? Die Zwei haben immer miteinander was g'habt. — Wer weiß, ob nicht — jedenfalls steckt was dahinter.

Die Cancans gingen weiter und verstiegen sich bis zur Verdächtigung der eben Verstorbenen. Die Neugier wurde schier unbeschämbar.

Gegen Mittag wird man doch hinüber dürfen, man wird doch nicht alle Leute vor den Kopf stoßen . . . und die Fleischlerin, die Bäckerin, die Milchhändlerin machten sich auf den Weg, um ihren Kondolenzbesuch abzustatten.

Auch sie wurden abgewiesen.

„Oale, Stierw doch!“

Eine westfälische Dorfgeschichte von Peter Hillé.

Es ist ein sonderbares Nest, dieses Holzhausen, worin ich meine Kinderjahre verlebte. Es zählt zwar nur gegen siebzig Häuser, kann aber nach Ansicht maßgebender Gelehrter auf einen Bestand von achthundert Jahren Anspruch erheben. Denn die Namen mit „hausen“ folgen an zweiter Stelle hinter „Kloster“, „Münster“ und „born“. Es besitzt eine Kirche, eine Schule, einen Hof und einen unverkennbaren Hang zu Branntwein und Holzdiebstählen.

Dieser ausgesprochenen Phlogonomie entspricht ein ganz außerordentliches Gliederungsbedürfnis.

Da giebt es ein oberes Dorf mit Kirche, Schule und einem Dutzend Häuser.

Dann kommt als glänzender Mittelpunkt der Hof mit Schloßgarten und Wirtschaftsgebäuden, endlich die große Masse des unteren Dorfes.

Früher hatte das Unterdorf gegenüber dem geistigen Uebergewicht des Oberen noch die Salzgerechthe; der Vorsteher wurde meistens von hier gewählt, nun aber ist das Uebergewicht ganz verschoben, das kleine geistliche Oberdorf hat nun auch noch das Vorsteheramt, dies bürgerliche Ansehen.

Nun geben sich Landräte in ihren Ruhestunden, wie es einem gebildeten Abtigen zukommt, meistens standesgemäß mit Kreisgeschichten ab und bestimmen aus der Blutmischung zwischen angelesenen Sachsen und eingedrungenen Franken, ob der fittliche Stand des Ortes ein guter oder weniger günstiger ist, denn am besten daran sind die Berge, da sind die eroberten Franken nicht hingekommen und haben sich nicht mit den Sachsen gekreuzt.

Als ob es dem Eroberer, der doch einmal so weit hergekommen, nur noch auf einer Höhe von hundert bis zweihundert Fuß hätte ankommen können!

Holzhausen liegt in der Ebene, am Fuße eines Hügel, ist also weniger gut veranlagt.

Und doch hat es die Erschütterungen, die die letzten dreißig Jahre auch in die fernsten Erdwinkel trugen, glücklich überstanden, es bekam einen Spritzer Kultur nach dem andern und zudte nicht.

Die alten Männer mit ihren roten Westen, Kniehosen, Schnallenschuhen und buntgestreifter Pispelmilche und die Frauen mit ihren enganliegenden Goldborthauben, dem besten Kopfschmuck ihrer ehelichen Würde, die immer langsam, an Krücken zuletzt, des Alltags morgens zur Kirche kamen, da des Tages Arbeit sie nicht mehr in Anspruch nahm, dieser gemeinsame Ehrenstand der immer wußte, wann wieder mal die Welt untergehen sollte und sich tröstete, sie würden's nicht mehr erleben, wo ist er geblieben?

So still, so friedlich, so elementar sind sie geschieden, fast wie das Bild des Waldes. Auf einmal waren sie nicht mehr da, und das Nachgeschlecht trug ihr Erbe nicht auf.

Spinnrad und Flachsbrechen schwanden, statt Silbergroßchen und Käymännchen — einhalb und zwei Silbergroßchen —, der roten auf den Umschlägen sitzenden Markten kam erst der deutsche Bind und dann das Deutsche Reich mit seinen Markten und Reichsgeld, die Bahnen mehrten sich, man sprach durch den Draht, Hülte erschienen, Ueberzieher, zur Schule trägt man Mützen und die Mägen der „Besseren“ gar Mägen. Die Verköpplung hat das Antlitz der Bemerkung umgewandelt, Zeitungen erscheinen und der Briefträger ist keine Seltenheit mehr, ja kommt nun zweimal ins Dorf. Vielleicht bringt man's noch zu einem Fahrrad.

Den „Lutterschen“, Juden, Bettlern, Blödsinnigen und Trunkenen ruft man nicht mehr so nach, ja schon die Hunde tragen ein mehr gelassenes, vieler Veränderungen gewohntes Wesen zur Schau. Die Rübollampe mit ihrem birnenartigen Aufsatz ward ersetzt durch die erst maschinenmäßig umständliche, mit ihrer Stülporrichtung aufs Explodieren berechneten messingenen Solarlampe, der dann die Platt- und Rundbrenner mit eisernen Kuppeln folgten. Leichter, glatt grün oder kraus schwarz, früher der Stolz eines vornehmeren Hauses, sieht man nicht mehr.

Der Kulturkampf zog vorüber, sperrte die Dorfkirche und zwang die Einwohner Sonntags in das nahe Städtchen. Dadurch aber stieg auch der Schnapsverbrauch dort, und unten im Turm, wo sich die armen Sünder so um die Zeit der Predigt einfanden, duftete es nicht nach Weihrauch.

Predigten, auch wenn sie noch so persönlich zugespitzt werden, versangen nicht mehr, auch dies letzte Mittel der Kanzel erweist sich unwirksam.

Wenn das Obst reif wird und sein Spitz so best, dann kann sich der Pastor überzeugen, daß die alten Sitten noch fortbestehen, und von seinem Obst der Zehnte genommen wird; kommen aber noch später — oder früher — am Sonntag — oder Montag — die jungen Burschen von der Stadt zurück, und ist am Vormittag eine recht scharfe Predigt ergangen, nun so schleichen sie sich nicht vorbei wie die Johannis, die Johannis, die können was vertragen, sie schweigen nicht und lächeln dummpfiffig und treiben es weiter wie die, sondern beständigen grölend, wie sie sich die Worte ihres Seelenhirten zu Herzen genommen.

Und die Messediener!

Ja, da waren neulich nur Kupferstücke im Klingelbeutel, als Pastors Haushälterin sich entsann, daß sie doch fünf Pfennig gegeben.

Sie empfanden es als die höchste Beleidigung. Aber die Wittes wollten nur ihre Thüren verschließen, man wußte trotzdem, wie man dran war.

Diese Rücksichtslosigkeit gegen Leute, die ihnen die Ware auf's Büchel gegeben, sollte ihnen teuer zu stehen kommen. Niemand wird sich weiter um sie bekümmern, niemand ihnen Hilfe leihen. Jede von ihnen addierte eiligst zusammen, was die Wittes ihnen noch schuldig waren und schickte die Rechnung hinüber.

Jetzt sollten sie nur kommen, die schlechten, pflichtbergessenen Mädeln, die ihre totfranke Mutter verlassen konnten, um ihrem Vergnügen nachzujagen, man wird ihnen seine Verachtung zu bezeichnen wissen. Nicht für eine Semmel sollten sie mehr Kredit haben.

Man erwartete indes mit Ungeduld ihr Erscheinen, aber es zeigte sich niemand.

Luise lag auf dem Sofa, unfähig, sich zu erheben, von Krämpfen durchschüttelt.

Sie und da hebt sie die Hände empor, ruft nach der Mutter, nach ihrer Mutter, um sofort wieder kraftlos zurückzusinken, und den Kopf tiefer in die Kissen zu wühlen.

Ihr Jammer zerreißt Gusti das Herz, sie will sie aufrichten, sie trösten und ist selbst untröstlich und hat nur Schluchzen und Thränen.

Grenzenlos, wie ihre Sorglosigkeit gewesen, war nun der Schmerz dieser Kinder.

Sie hatten nie ernstlich daran gedacht, daß die Mutter ihnen entrissen werden, daß sie sterben könnte — nun liegt sie starr und entseelt — ein unbegreiflicher Vorgang.

In heißer Sehnsucht und Reue wollen sie die Leure umfassen, aber der Tod, den sie noch nie gesehen, dessen Furchbarkeit sie nicht geahnt, erfüllt sie mit Grauen und Entsetzen, treibt sie hinweg.

Der Vater geht in der kalten Stube auf und nieder, seine nervösen Finger streichen unaufhörlich den Bart zurecht. Er sucht sich zu fassen, sich Mut einzureden, er will stark sein.

Herrgott, wenn auch er noch den Kopf verlore, was sollte aus ihnen werden.

Aber schließlich läßt er sich in den Stuhl sinken, schlägt die Hände vor das Gesicht und weint.

Er war der Situation, mit ihren von allen Seiten herandrängenden Forderungen, nicht gewachsen; er war unfähig, etwas zu thun, unfähig, auch nur das Nächste und Notwendigste zu veranlassen.

Glücklicherweise war Fritz da. Er war unentbehrlich geworden.

Er war diesen Morgen nicht in die Arbeit gegangen, und Witte, der zuerst nur jagende Blicke auf ihn geworfen, atmete auf, als er ihn bereit fand, ihm beizustehen, die nötigsten Gänge zu machen, das Dringendste in Ordnung zu bringen.

„Der kann es leicht thun,“ dachte Witte, „der ist ruhig und gefaßt — dem geht es nicht zu nahe, wengleich sie seine Wohlthäterin gewesen war — aber diese Menschen sind eben härter veranlagt. Es mag ihm immerhin einigen Trost gewähren, sich der Verehrten nach ihrem Tode dankbar erweisen zu können.“

Fritz ging aus dem Hause, kaufte den Sarg, holte die Leichenfrau, meldete den Todesfall und bestellte das Begräbniß, das einfachste Arme Leut' Begräbniß.

Witte geriet außer sich, als er davon erfuhr.

Wie, seine Gattin sollte keinen Kondukt, nicht einmal ein eignes Grab haben?

Was war dem Menschen nur eingefallen? Mit weinenden Augen stellte er ihm vor, daß das nicht angehe, Fritz müsse doch einsehen, daß das unmöglich sei.

Dieser zudte die Achseln und nannte die Summe, welche im andern Falle sofort erlegt werden müsse. Zahlen, sofort zahlen oder — ein Schachtengrab.

Witte, vor diese Alternative gestellt, rang verzweifelt die Hände.

Er hätte seiner Elise so gern die letzten Ehren erwiesen, sie weich und sanft für den langen Schlaf gebettet, und nun sollte er zugeben, daß — er bebt zurück vor dem bloßen Gedanken.

„Arme, arme Frau — wie häßlich, wie ihrer unwürdig!“ Fritz sah ihn an mit einem düstern Blick.

„Es ist wohl gleich, wie einer begraben wird — ihr thut jetzt nichts mehr wehe.“

(Fortsetzung folgt.)

Und so konnte man von so und so viel Honoratioren so und so viel Ridelstücke vermuten. Und nichts, nichts da.

Die Herren Messediener hatten den Klingelbeutel während der Predigt einer Revision unterzogen und nur das Kupfer übrig gelassen.

Ja, die Welt hat sich verändert, und weiter geht die Zeit.

Es ist eben nichts mehr unmöglich.

Das sagten sich die guten Holzhäuser auch, als es eines Tages hieß, der Berliner Doktor ist wieder gekommen.

Ja, wer ist denn der Berliner Doktor?

Nur die ältesten Leute wußten sich zu bestimmen. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, kaum aus der Schule gekommen, war er fortgegangen.

Aber Brenneke war nicht ins Bergische gegangen, er war wie von der Erde aufgeflogen.

Und die „Bergischen“ lehrten, soweit sie's nicht vorzogen, im Gebiete der schwarzen Diamants zu verbleiben, trotzdem die schönen Tage vorüber waren, an denen man Sonntags mit Cylinder sich präsentierte, zurück und banten sich, oder waren sie noch jung, ihren Eltern, kleine nette Häuschen und wurden ehrfurchtsvoll angestaunt wie solche, die die Welt gesehen und es zu etwas gebracht.

Da, nicht lange nach dem französischen Feldzuge, erschien ein sehr magerer, großer Mann in seiner schwarzer Kleidung.

Er mochte in der Mitte der Fünfziger stehen, und hatte eine Frau bei sich, rüchlich und wohlhabender, deren Seidenes nur so schillerte und deren Schmuck eine Baronin beschämen konnte.

Hochbeladene Wagen mit Betten und Möbeln, wie man sie, einige Honoratioren abgerechnet, in Holzhausen nicht kannte, kamen nach. Es war der Berliner Doktor, es war Brenneke, der nach einer Abwesenheit von vierzig Jahren wieder auftauchte. War das eine Merkwürdigkeit!

Dagegen verblähte der Streit, den der Pächter vom Schäferhof gegen seinen hochgeborenen Grafen sogar in einem gedruckten Gedicht zu führen wagte, und selbst die zündenden Verse:

„Und mit seiner Scheinheiligkeit,
Betrügt er selbst die Geislichkeit!“

des mühenbesseren Delonomen verloren den graufigen Reiz ihrer Kühnheit.

Woher das ungeheure Vermögen kam, wußte man nicht recht. Brenneke war lange Jahre Heilgehilfe gewesen und als solcher in den Krieg gezogen. Man munkelte so etwas von Hyäne des Schlachtfeldes.

Doch nur ganz im Geheimen!

Beschneiden genug war Brenneke im zweiten Krüge des Dorfes abgestiegen, bei Fährndrich Wieschers, nicht im ersten Hotel bei Tappen, wo außer dem Amtsblatt auch noch eine Zeitung, das „Westfälische Volksblatt“ auslag.

Freilich, Brenneke ersetzte mehr als eine Zeitung.

Da saß er nun in der immer vollen Wirtsstube und erzählte und hielt seinen Bruder, den Polizeidiener, frei, und alles wunderte sich, wie es so sonderbar in der Welt zugeht.

Dann zog Brenneke zu diesem Bruder, wenngleich dessen kleines Haus all die Sachen nicht recht zu fassen vermochte. Und der Berliner Doktor war die Zier des Ortes; denn er war einer von ihnen, einer, mit dem man umgehen kann; nicht bloß so ein äußeres Ornament wie die Honoratioren. Aber die Herrlichkeit hielt nicht stand.

Allmählich verschwanden die guten Möbel, die in der engen Stube auf einander gepackt gewesen, da zum Aufstellen kein Raum. Die kostbaren Kleider und Ringe waren eines Tages nicht mehr da. Und nicht gar lange, da saßen beide, Mann und Frau, auf langen, bläulichen Steinhausen und Klopsten und Klopsten.

Zu der ersten Zeit ging mancher Schlag daneben, trotz des ledernen Schuhhandschuhes, und die blutbesprengten Lappchen kamen nicht von den Fingern.

Ging der Regen gar so kalt und säuerlich hernieder, so kauerten sie sich hinter das schräge Schutzdach.

Nun dankte der Bruder Polizeidiener ab. Denn wegen vorgerückten Alters konnte er sein verantwortungsreiches Amt nicht mehr versehen. Trotz der großen, nun bis auf die Nasenspitze herabgerutschten Hornbrille fand er nur noch mühsam die Buchstaben seiner Verordnungen und öffentlich meistbietenden Versteigerungen zusammen, so daß sogar die Dorfjünge bei dieser Gelegenheit ihre schnatternd-wühlende Thätigkeit nicht mehr unterbrachen, während sie doch sonst es den Weibern nachthaten, die vor die Hausthür traten, sobald die mächtige Schelle erscholl, oder auch hingingen zu der leutselig wichtigen Persönlichkeit im blauen Kittel und mit der bunten Mütze, um der Sache auf den Grund zu hören.

Sogar die Gänse hatten ihre für den Ort gleichsam symbolische Neugier: „Was giebt es denn? Was ist denn schon wieder los?“ aufgegeben, und damit allerdings auch ihn.

Und was da im Sommer und zur Erntezeit in den Gärten und auf den Feldern mannte, ließ sich kaum mehr hören.

Während früher bei dem Warnruf: „De Penner!“ — der Pfänder — Hals über Kopf alles davonstürzte, ging man jetzt mit beleidigender Langsamkeit erst von dammen, wenn sein blauer Kittel durch die grünen Hecken schien, denn Blick und Beine trugen nicht mehr.

Da erlor das öffentliche Vertrauen an seiner Statt den Bruder, Darin lag viel!

Denn es war eben keine jüngere Kraft mehr, unser Brenneke.

Es lag darin die Bestätigung, daß das Dorf, von dem er so lange entfremdet gewesen, ihn wieder in sich aufgeflogen; daß es ihn des in der Familie bleibenden Beamtenadels für würdig hielt, der den ländlichen Reigungen so entspricht.

In vornehm ruhiger Weise waltete Brenneke seines Amtes, bis wieder nach einer Reihe von Jahren auch für ihn der Ruhetag kam.

Nur widmete er sich noch mehr wie bisher der leidenden Menschheit.

Wo nicht zwar der Doktor den Patienten, wohl aber der Patient den Doktor aufgegeben, berief man ihn. Stundenweit ging er mit seinen Tränkchen. Die Fakultät ließ ihn unangefochten, denn er bot ihr keinen Grund einzuschreiten, und der Pastor, dies frische, rheinisch-bäuerliche Element, der weniger Moralist als Praxiker, das Leben gelten ließ und bei seinen Sonntagsnachmittags-Krankenbesuchen immer auch den Homöopathen spielte, wenn er des Vormittags brav auf die Kanzel geschlagen und dies oder jenes räumige Schaf etwas herb gezupft hatte, kam ihm nicht in das Gehege, denn er war noch unentgeltlicher als Brenneke.

Denn es war so Brauch, daß nach erfolgreicher Kur jeder Genezene seinem Wohlthäter ein Geschenk machte: eine Meße Roggen, einen Sack Kartoffeln, oder was sonst das Haus vermochte.

Nur war da in Ottenhausen ein Bäuerlein, das hatte das Reiben. Zwei Aerzte hatten sich damit herumgequält, aber das arge Reiben war geblieben. Da ward Brenneke berufen. Der ließ sich auch die zwei Stunden Weg nicht reuen und brachte nach einigen Besuchen den Leidenden wieder auf die Beine.

Als nun Brenneke das letzte Mal wiederkam, beglückwünschte er vergebens seinen Patienten zu seiner vollständigen Genesung, vergebens deutete er auf die Kartoffelsäule hin, die hier in Ottenhausen, wo mehr Sand sei, sicher nicht so stark sei, wie daheim.

Leer mußte er abziehen.

Und das dicke Ende kam noch nach.

Das sinnige Bäuerlein nun, nachdem es genesen, ernstlich geplagt von wegen der Ungeschicklichkeit seines Handelns, geht in seiner beunruhigten Unterthanenpflicht und um zugleich der drückenden Dankespflicht überhoben zu sein, hin und zeigt Brenneke an als Kurpfuscher.

Doch trotzdem dies Gewerbe damals noch vogelfrei war, trotzdem noch kein Kneipp der Naturheilkunde zur Verklärung verholfen und kein Schäfer Ast sich ein Rittergut verordnet hatte, konnte eine Untersuchung nicht eingeleitet werden. Mißlungene Klagen lagen nicht vor, und Bezahlung hatte Brenneke nicht genommen.

So lebte er denn unangefochten weiter im vollen Genuße seiner fünfzig Mark Pension und freier Wohnung im Spritzenhause, dessen einziges Geläch früher dazu bestimmt gewesen, den Ort vor Spitzbuben zu schützen und nun Brenneke als Wohnraum, Schlafzimmer und Vorratskammer zugleich diente.

Mit Holz und Eisen half der Baron aus.

Da hieß es: „Brenneke werd woll stürwen.“

Der Baron hatte noch in der Nacht den Kutscher mit einem Wagen zum Arzt geschickt. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als schweren Typhus festzustellen und seinen Kollegen demgemäß aufzugeben.

Und so redete denn auch die Frau in diesem Sinne auf den Stöhnenden ein:

„So stürw doch, Dalle, dau moßt ja doch stürwen, um et is auf am besten sou. Dann bist Dau der met eens vom af!“ (Dann bist Du mit eins damit fertig.)

Aber trotz dieses liebevollen Zuspruchs seiner treuen, langjährigen Lebensgefährtin ließ sich Brenneke nicht überreden.

Es sagte ihm eben noch nicht zu, zu sterben.

„Neen, Dalle, it stürwe noch nich. Dewerst hungri! Bin id.“

„Geht Du der nids to iaten (essen)? Natuffeln met Sped!“

„Dewerst de Dokter het et doch verbuoden.“

„De Dokter, de Dokter! Wat helow id met den Dokter to dam?“

Kopfschüttelnd lochte die Frau; Brenneke ah und wandelte, ein Neunziger, wieder über die Straße, um dem Baron für seine Unterstützung zu danken.

Und Sonntags stand er wieder in der Kirche auf seinem Zöllnerplatz neben den kleinen lothwadelnden Fahnen, die den eilenden Frauen voranslatterten bei Prozessionen, stand da mit seinem altersgrünen Rock und zusammengegangenen grauen, nun fast weißen, sauberen Hosen, während die Sitzeile der Bauern vorsichtig und umständlich hinter den bedächtig aufgenommenen Rockschößen die Wanl suchten. Die Vorhemdsbändchen aber waren wie Zeiger einer Uhr, und die Sitzeile selbst, die sich so der Wanl näherten, zeigten nach ihrer Statik das Grundvermögen an, ebenso wie die Falten, die nun oben am Nacken über den zum Plagen gespannten Rücken sich wulsteten, unter großen, kurgelochenen, eigenförmigen Knabenköpfen, worin es ebenfalls nach Schwielen aussieht mußte. Ueber ihnen aber schitterten segensreich wie Palmenbäume die von den Familien geschenkten großen Kirchenfahnen, die sich mit ihren goldenen Kreuzen herausfordernd in der Kirche ansahen. —

Kleines feuilleton.

— Ein Streit um die Schweizer Luft. Im Jahre 1705 erschien von dem Rostoder Professor Georg Detharding eine Disputation, in der er die Behauptung aufstellte, das Heimweh der Schweizer und anderer Bergbewohner rühre davon her, daß sie, von Jugend auf an eine schwere, unreine, zwischen den Bergen eingeschlossene Luft gewöhnt, die reinere Luft der Fremde nicht ertragen könnten, gleich den Wiedehopfen, die, an den überkriechenden Mist gewöhnt, anderwärts nicht leicht gedeihen. Seine Disputation rief den berühmten Schweizer Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer in die Schranken. Scheuchzer trat für den guten Geruch der Schweizer Luft auf den Kampfplatz. Er hatte sich wie Detharding mit dem Heimweh beschäftigt und warf in einer Abhandlung „Von der schweizerischen Luft“ dem Rostoder Kollegen vor, wer so etwas behaupte, der könne die Schweiz kaum durch ein Fernrohr gesehen haben. „Wohl könnte“, setzte er aufgebracht hinzu, „diese Ursache Platz finden bei einem Rostoder oder Holländer, wenn dieser aus seiner dichten, unreinen Seeluft sich würde begeben in unfre schweizerischen Gebirge und da unsre ohne Zweifel reinste Luft von ganz Europa in sich schlüden!“ Im Gegenteil komme die Heimwehkrankheit der Schweizer, die mit der überall vorkommenden Schnuschnus nach der Heimat nicht zu verwechseln sei, davon her, daß die allzu reine „subtile“ Luft, welche die Schweizer in ihren Athern in die Fremde hinaustrügen, „einer gröberen, höheren, dichteren, stärker drückenden, sonderlich Niederländischen Meer-Luft“ nicht genügend Widerstand leiste.

Archäologisches.

k. Die „Schlangenkönigin“ im „Palast des Minos“. Bei den Ausgrabungen in Knossos hat Arthur Evans im Innern des „Palastes des Minos“ zwei steinerne Behälter entdeckt, die eine Menge Geräte eines kleinen Heiligtums enthielten, dessen Aussehen der Forscher danach zu rekonstruieren versucht hat. Diese Gegenstände erläutert Salomon Reinach, dem Evans das nötige Material überwiesen hat, in der „Gazette des Beaux-Arts“. Die bemerkenswerteste Entdeckung in diesem uralten Heiligtum war die Figur einer „Schlangengöttin“, die einen interessanten Einblick in diese frühe Periode der Kultur eröffnet. In der Mitte einer Wand erhebt sich ein kleines Postament, auf dem ein 22 Centimeter hohes Marmorrelief aufgestellt ist. Rechts und links an der Wand sind geweihte Gewänder aus bemalter Fayence aufgehängt, die mit Pflanzen- und Blumenmotiven geschmückt sind. Auf dem Boden zur Linken des Kreuzes thront die „Schlangengöttin“ mit einer hohen Tiara geschmückt; auf der andern Seite des Kreuzes befinden sich zwei Figürchen, auch aus Fayence, deren Köpfe nicht aufgefunden worden sind und die vielleicht Dienerinnen und Begleiterinnen der Göttin waren. Diese Figuren sind von Weihgeschenken umgeben, die teils aus Fayence das Symbol der sich ringelnden Schlangen wiederholen, teils aus kleinen Töpfen und Vasen von Terrakotta bestehen. Den Hintergrund der Wand schmücken Seemuscheln, die in lebhaften Farben erstrahlen. Die Fayence, aus der die Statuen geschaffen sind, ist sicherlich in Knossos gefertigt, denn Evans hat noch alle die Vorrichtungen zur Herstellung im Palaste selbst aufgefunden; so hatten also schon die Priesterkönige von Kreta ihre eigene Fayencefabrik und nahmen so die Porzellanmanufakturen von Sebrés und Meissen, den Stolz moderner Herrscher des 18. Jahrhunderts, voraus. Nach chemischen Untersuchungen besteht die Fayencemasse aus Silicium, Magnesia, Soda und Potasche. Der blaugrünlliche Ton der Glasierung ist durch Kupferoxyd hervorgerufen. Augenscheinlich hat da die ägyptische Fayence als Vorbild gedient. Doch die Herstellung von Fayenceperlen findet sich in Knossos schon um 2000 v. Chr. und hat hier ganz unabhängig mehrere Jahrhunderte hindurch geblüht. Die Malereien an den Fayencefiguren sind braun, purpurn und lila; der Fond ist gewöhnlich blau oder grün; doch bisweilen auch, so bei den nackten Teilen der Statuetten, von einer milchig leuchtenden Weiße. Die Schlangengöttin, die ganz erhalten ist, ist 34 Centimeter hoch. Sie trägt eine Tiara von purpurner Farbe mit weißem Rand, um die sich eine Schlange ringelt. Augen und Augenbrauen sind schwarz; die letzteren sind sehr stark hervortretend modelliert. Die Ohren sind ungewöhnlich groß, ohne Zweifel aus einem religiösen Grunde, der uns verborgen ist. Die vorn kurzen Haare fallen in langen gewaltigen Flechten auf die Schultern herab. Die Kleidung besteht aus einer steifen, sehr eng geschnürten Taille, über die sich eine elegante Korsetage schließt, die den größten Teil der Arme und der Brust frei läßt; sie ist mit Malereien geschmückt, die Stidereien in ihrem verschlungenen Muster nachahmen. Die Göttin trägt eine Doppelschürze, die vorn und hinten in einer ovalen und zierlich ausgeschnittenen Form tief herabgeht; auch dieser Schurz schließt sich fest um die Taille und scheint an den Hüften stark ausgepolstert zu sein. Der Rock ist ganz mit Wändern besetzt, aus einem steifen Stoff über und über gefaltet, so daß diese alte tausendjährige Göttin mit der enggeschnürten Taille, den stark betonten Hüften und dem Glockenrod bereits all die Modeschönheiten besitzt, auf die die Reifrodame des Koloko stolz war und die die Frau von heute sich wieder gewinnt. Als besonderen und freilich recht antiken Schmuck umringen die Göttin drei grüne braungeprenkelte Schlangen. Das Haupt der einen hielt sie in der rechten Hand, mit der linken faßte sie den Schwanz des Tieres. Die beiden andern Schlangen

winden sich um die Hüften, die Schürze abwärts und am Ohre vorbei bis zur Tiara herauf. Man sollte dieses lapriciöse und elegante Figürchen für eine Schlangenhändigerin halten, wüßte man nicht, daß die freitische Sage unterirdische Göttinnen kannte, die in Höhlen wohnten und die man mit den aus Dunkelheiten ans Licht schlüpfenden Schlangen symbolisierte. Andre Gottheiten, die in Luftsträumen ihr Reich hatten, stellte man dar als Tauben oder beschwingte Vögel. Die zweite kopflose Statuette macht noch einen eleganteren und „mondaineren“ Eindruck als die Schlangengöttin. Sie trägt ein sehr enges Nieder, eine bogig ausgeschnittene Korsetage darüber und hat auch die Auspolsterungen an den Hüften. Der Rock zeigt sieben übereinanderfallende, sehr elegante Volants, die wieder in einzelnen Faltungen aufgenäht erschienen. Die Glockenform ist hier deutlich ausgesprochen, und so wurde die elegante Linie von den Hüften zum Rocksaum hernieder, die wir bis jetzt für eine Blüte modernster Kulturen gehalten haben, schon von den Damen des Königs Minos mit höchstem Chic getragen. Auch diese Figur hielt in jeder Hand eine Schlange und war eine Begleiterin der Göttin. Die Doppelschürze scheint etwas der freitischen Mode Eigenrümliches gewesen zu sein. Doch die enge Taille mit ausgeschnittener Korsetage findet sich auch in der mythenischen Periode, z. B. auf dem berühmten Goldring von Mykenae. Griechenland, das Land der freien Gewandung und der großen naturwahren Haltung, hat diese Mode nicht aufgenommen. Dagegen findet sie sich bei alten persischen Figuren und bei sehr vielen weiblichen Gottheiten Indiens.

Humoristisches.

— Immer ehrlich. Dame: „Was, dreißig Mark soll dieser Kleiderstoff kosten? Und da inserieren Sie, daß Sie die Hälfte billiger verkaufen?“
Verkäufer: „Ganz recht, wenn gnädige Frau die Hälfte nehmen, bekommen Sie sie auch billiger.“
— Im Ruhrgebiet. Arzt: „Ihr Mann hat allerdings den Typhus, es scheint aber ein ziemlich milder Fall zu sein.“
Frau: „Glauben Sie, daß er wieder ganz gesund wird?“
Arzt: „Zot sicher!“

— Die saure Suppe. Der junge Herr Linkeles in Myslowitz hat bei der Familie Kronsohn einen freitisch als sogenannte Plett-Esser erhalten. Am ersten Tage giebt es Vorsicht — ein Nationalgericht, säuerliche Kraut-Suppe —, am zweiten wieder Vorsicht, und als am dritten Tage wieder dasselbe serviert wird, faßt sich Linkeles ein Herz, um die Monotonie der Mahlzeiten sanft zu tadeln. Er schnüffelt über der Suppe, kostet einen Löffel und sagt: „mir scheint, er ist nicht sauer genug, der Vorsicht.“
„Aber, was fällt Ihnen ein“, erwidert Frau Kronsohn, „das ist doch heute gar kein Vorsicht, das ist doch Volljong!“
„Ejo!“ sagt Linkeles, — „als es ist Volljong, es ist genug sauer!“ — („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Das Berliner Theater beginnt am 31. d. Mts. die neue Saison mit Dehlerleins „Papsenstreich“.

— In der Nationalgalerie ist gegenwärtig eine Böcklin-Ausstellung zu sehen, die unter andrem auch das Meeresidyll „Triton und Nereide“ enthält.

— Reproduktionen von Zeichnungen Leonardo da Vincis veröffentlichen der Mailänder Verlag Carlo Zucchi. Die von dem Architekten und Kunstgelehrten Luca Beltrami ausgewählten Blätter entstammen der Mailänder Bibliothek Ambrosiana. Schon 1784 hatte der Kupferstecher Carlo Cerri Nachbildungen versucht.

— Das französische Kolonialmuseum zu Paris hat aus Indochina Kunstwerke erhalten, die zum Teil aus dem alten Reich der Khmer stammen. Sie bestehen aus teilweise sehr alten Statuetten aus Bronze, Holz und einem aus Sägemehl und Kitt bereiteten Stoff, der durch die Austrocknung sehr hart geworden ist. Diese meist in lebhaften Farben prangenden kleinen Gestalten sind auffallend durch eine große Naturtreue. Sie stellen Eingeborene der verschiedenen Stämme vor, Blütenspieler und andre Musiker, Wasserträger, allerlei Arbeiter. Dazu Modelle verschiedener Häuser, Pächthöfe, Dörfer. Besonders bemerkenswert sind alte Khmerische Bronzen, welche Götter, kämpfende Krieger, Zaubertiere und Ungeheuer darstellen.

— Der Wiener Chirurgie-Professor v. Eiselsberg hat eine Vernefung an die Berliner Universität abgelehnt. Man hatte ihm hier ein Jahresgehalt von 32 000 M. sowie ein garantiertes Kollegienhonorar von 25 000 M. geboten.

— „Durchschlagender“ Erfolg. Während einer Vorstellung im Stadt-Theater zu Pisa stürzte die als Sylphide tanzende Primaballerina, während eines allzu kühnen Pas das Gleichgewicht verlierend, in den Orchesterraum, wobei ein großer Kontrabaß in Trümmer ging und zwei Orchestermitglieder nicht unbedeutende Verletzungen erlitten.